

Helga Kotthoff

Ist Humor, wenn sie trotzdem lacht?

Wirkweisen von Scherzkommunikation

Volksmund und Dichtung bringen unterschiedliche Seiten des vielschichtigen Phänomens Humor zum Vorschein. Die genaue Beobachtung von menschlicher Kommunikation ebenso. Anhand von Unterschieden zwischen Frauen und Männern beim Witzemachen lassen sich Mechanismen des Humors anschaulich beschreiben: aufdecken, relativieren, verbinden, ausgrenzen ...

Durch die Dinge durchsehen

● Humor ist, durch die Dinge durchsehen, wie wenn sie aus Glas wären, sagte Kurt Tucholsky (Brief an Mary Gerold, 4. Oktober 1918). Er hebt auf das Entlarvende des Humors ab. Wer Humor hat, blickt hinter Fassaden. Wer Humor hat, spielt im Alltag nicht immer anständig und wie es sich gehört mit. Die Humorist-inn-nehmen sich kleine Frechheiten heraus, erlauben sich heikle Anspielungen, jonglieren mit Mehrdeutigkeiten und kratzen dabei an zu glatten Fassaden.

Gestern sah ich in unserer Teeküche am Uni-Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft eine Kollegin die Tassen spülen und eine andere rief im Vorbeigehen: »Wird heute mal die hausfrauliche Seite ausgelebt?« Und sie darauf

hin: »Das ist mein ganzheitlicher Ansatz.« Wir haben schallend gelacht. Nachher habe ich mir überlegt, warum wir das witzig fanden. Die Kollegin tut so, als sei die chronische personelle Unterbesetzung am Institut eine enorme persönliche Bereicherung für uns. »Ganzheitlichkeit« geistert ja derzeit als erstrebenswert durch viele Theorien und Moden. Unser Berufsalltag entspricht dem natürlich überhaupt nicht. Die beiden Kolleginnen geben aber in der Szene vor, sie würden dank der Abwaschmöglichkeiten ganzheitlich leben können, als wäre Abwaschen für Wissenschaftlerinnen die persönliche Bereicherung schlechthin. Gleichzeitig wird auch noch darauf angespielt, wie viel Schwindel mit solchen Etiketten überall getrieben wird. So ein kleiner Scherz produziert keinen großen Aha-Effekt, keine umwerfende Pointe, aber er vereint blitzschnell etwas nicht Naheliegendes, unterschiedliche Perspektiven, die durchaus etwas entlarven. Außerdem stellt der kleine Lacher zwischendurch Gemeinsamkeit und Verbundenheit her.

Das Komische ist reichhaltiger als ernsthaftes Reden. Man muss schnell kombinieren, es kommt unerwartet, meist ist Anspielung beteiligt und es ist sehr kreativ. Es macht den Alltag erträglich, wenn man eine komische Perspektive

hereinbringen kann. Humor transportiert also auch Erkenntnis. Nicht umsonst hat der Humor in Diktaturen immer schlechte Karten. Im Humor steckt Souveränität, subjektive Schöpferkraft, der eigenwillige Blick auf die Welt.

Frauen war dieser Durchblick der Komik in der Geschichte weniger erlaubt. Weder sollten sie aus der Norm fallen, noch die Norm von einer Metaebene herab ins Lächerliche ziehen. Von Immanuel Kant bis Rudi Carrell vernehmen wir, Humor wäre männlich und die Frau des wit-

»subjektive Schöpferkraft und ein eigenwilliger Blick auf die Welt«

zigen Wortes gar nicht mächtig. Freud hat uns den Spaß an der Zote abgesprochen. Zu deren Genuss müsse das Über-Ich ausgetrickst werden und das sei bei Frauen nicht so stark ausgebildet.

Bis vor etwa zwanzig Jahren waren die Unterschiede in der Akzeptanz weiblicher und männlicher Komik sehr ausgeprägt. Je öffentlicher die Situation, umso ausschließlicher sah man Männer als aktive Humoristen im Rampenlicht, sei es als Chef, der sich in der Mitarbeiterbesprechung witzige Bemerkungen erlaubt, sei es als Büttnerredner bei einer Faschingsveranstaltung, als Clown oder als große Komiker im Film von Chaplin bis Mr. Bean.

Dabei hat es durchaus immer auch Komikerinnen gegeben, wie z.B. Liesl Karlstadt, die alderdings in den Feuilletons neben Karl Valentin bestenfalls etwas schulterklopfende Anerkennung erhielt, schlechtestenfalls nur als eine Art Wand gesehen wurde, an der Valentins Querschläger aufprallen konnten. Komikerinnen wie Helga Feddersen oder Ingrid Steeger luden eher zum Lachen über die von ihnen inszenierten Frauentypen ein als zum Lachen über die Welt. Oder sie waren liebenswert, wie z.B. Lieselotte Pulver im »Wirtshaus im Spessart«.

Erst allmählich entsteht ein öffentlicher Resonanz- und Entfaltungsboden für eine weibliche Komik, die auch eine aus weiblichen Alltagszusammenhängen stammende, eigene Perspektive integriert. Clowninnen wie Gardi Hutter präsentieren sich als Boxkämpferin im Ring, nebenbei kurz den Säugling fütternd. Witze auf Kosten von Männern sind zuhauf in Umlauf. Karikaturistinnen wie Marie Marcks und Franziska Becker nehmen unseren Alltag aufs Korn. Im Fernsehen spielen sogar Komikerinnen eine Rolle, die u.a. die Geschlechterrollen bewitzeln (z.B. Missfits). Daneben beutet Comedy auch Widersprüche in heutigen Frauenrollen aus, z.B. Ally McBeal. Diese Heldin der gleichnamigen US-Fernsehserie ist zwar Anwältin in einer renommierten Kanzlei, kämpft aber mit dem souveränen Auftreten und legt oft anmutig ihr Köpfchen schief, sich so durch ihre Körpersprache als klassisches »Frauchen« auf der Suche nach Liebe inszenierend.

Von einem weiblichen Woody Allen sind wir aber noch immer weit entfernt. Als ältere Frau, schlecht frisiert, mit einem Hundeblick hinter einer schwarzen Hornbrille, sentimental, melancholisch, ununterbrochen von ihren psychischen Problemen redend, wäre eine komische Anti-Heldin nicht akzeptabel.¹ Auch eine Mrs. Bean suchen wir vergeblich. Eine Frau, die sich an den Zähnen herumpuhlt oder sonst wie an die Ekelgrenze herangeht, fände kaum jemand lustig.

Die eigene Person relativieren

- Aller höherer Humor fängt damit an, dass man die eigene Person nicht mehr ernst nimmt, sagt Hermann Hesse im Steppenwolf. Wer die eigene Person zu ernst nimmt, ist für andere schwer zu ertragen. Nicht umsonst wird in vie-

len Partnerschaftsannoncen jemand mit Humor gesucht. Wer Humor hat, kann auch zu sich selbst Distanz herstellen. Es lebt sich leichter mit Menschen, die das können.

Frauen sind absolute Meisterinnen darin, zu sich selbst auf Distanz zu gehen. Erste Studien zur Scherzkommunikation unter Freundinnen haben dies schon vor zwanzig Jahren gezeigt.² Das Witzeln über sich selbst ist sehr geeignet, um miteinander Intimität und Vertrautheit herzustellen. In den von Jenkins bei Müttertreffs aufgezeichneten Gesprächen bewitzeln sich die Frauen z.B. als Mütter, die nicht gut genug sind. Lachend bekennen sie sich zu in alternativen und gebildeten Kreisen verpönten Dosenmahlzeiten für den Nachwuchs, die dieser auch noch lieber mag als das komplizierte Vollwertgericht (»mit ein bisschen Basilikum drauf schaut es ganz nett aus«).

Vordergründig stellen sie sich als ungeschickt, vergesslich oder sonst wie defizitär dar. Wenn man die Scherze näher anschaut, dann erheben sie sich gemeinsam über gesellschaftliche Normen, denen frau einfach nicht genügen kann. Auch in meinen Aufzeichnungen von Gesprächsrunden witzeln Frauen mehr als Männer über sich selbst. Sie schildern beispielsweise ihre

**»Frauen witzeln
mehr über sich selbst
als Männer.«**

fehlschlagenden Bemühungen, im eigenen Garten eine Kompostanlage zu errichten (»auf jeden Fall nimmt die ganze Nachbarschaft daran reges Interesse, denn olfaktorisch ist meine Anlage ziemlich dominant«), und sie haben aus Versehen aus einem Hotel die Fernbedienung mitgenommen, weil sie die für ihr Handy hielten (»ja, sie schauen doch alle gleich aus, diese länglichen, dunklen Dinger mit Tasten«).

Solche Arten von Selbstironie gehen so kooperativ vonstatten, dass dem gemeinsamen Bewitzeln der Unbilden und Fallstricke des Lebens eine heilende Funktion zugesprochen werden kann. Wenn alle Anwesenden diese Scherzart nutzen, um nicht-perfekte Seiten des Selbst zu zeigen, kann dies als Selbstbestätigung funktionieren im Sinne von: Wenn Dir auch so komische Dinge passieren, dann bin ich wohl doch normal. Gerade das Bewitzeln eigener

**»Das Scherzen auf eigene Kosten
ist eine gewagte Sache.«**

Schwächen verbindet. Meist erzählen andere Anwesende im Anschluss ähnliche Geschichten. Sie belehren niemanden eines Besseren, sondern sie bewitzeln den eigenen Umgang mit der Ernährung des Nachwuchses, der Hochtechnologie im Wohnzimmer, der Mülltrennung – oder was auch immer. Die Gruppe kann sich ähnlicher Empfindungsweisen, Werte und Perspektiven versichern, ohne dies explizit thematisieren zu müssen. Negativerlebnisse können beispielsweise so aufbereitet werden, dass sich die realen Verhältnisse in der Geschichte umkehren. Der autoritäre Chef, der Frau Müller heruntergeputzt hat, wird als alberner Gernegroß dargeboten und auch die eigene Zerknirschtheit kann Frau Müller im Nachhinein mit einer gewissen Komik würzen.

Das Scherzen auf eigene Kosten ist eine gewagte Sache. Während der Witz auf Kosten anderer den eigenen Status erhöht, schmälert der auf eigene Kosten denselben. Sigmund Freud meinte, das Bewitzeln des Selbst zeige Souveränität. Dem will ich nicht widersprechen. Nur scheinen Männer diese Souveränität manchmal nicht zu bemerken. Vor allem aus der Arbeitswelt wissen wir, dass Männer sich in offiziellen Situationen dieses Humors nicht bedienen.

Wer witzig ist und andere zum Lachen bringt, hat für einen Moment die Situationskontrolle.³ Mit witzigen Bemerkungen kann man die gesamte Szene umdefinieren, wenigstens für kurze Zeit. Insofern ist Scherzen an hohen Situationsstatus gebunden und kann diesen Status auch herstellen. Scherzkommunikation funktioniert oft eher als Machtbestätigung denn als Subversion. Je statusniedriger die Witzrezipienten, umso eher würdigen sie den Witz von jemand anderem mit dem erwarteten Gelächter. Humor, Witz und Gelächter sind durch und durch soziale Phänomene, Strategien sozialer Einflussnahme.

Wir kennen alle die Situation, wo der Chef eine komische Bemerkung macht und alles brüllt vor Lachen, obwohl kaum jemand den Scherz wirklich gut fand. Solche Szenen reproduzieren das soziale Gefälle. Statusniedrige dürfen am ehesten witzig sein, wenn dies auf eigene Kosten geht, wenn sie sich also selbst als Zielscheibe anbieten.

Rose Coser hat Ende der 1950er-Jahre Tonbandaufnahmen von Fakultätssitzungen einer US-amerikanischen psychiatrischen Universitätsklinik untersucht. An den Besprechungen, die Coser auf Tonband mitschnitt, nahmen Professoren der Psychiatrie teil (auch zwei Psychiatrieprofessorinnen), einfache Ärzte in Facharztausbildung (männlich) und sechs andere Mitarbeiterinnen (Schwestern und Therapeutinnen).

»Witz und Gelächter sind Strategien sozialer Einflussnahme.«

Von den insgesamt 103 Witzen während dieser Arbeitsbesprechungen gingen 53 auf das Konto der statushöchsten männlichen Professoren, 33 auf das der Ärzte und nur vier wurden von den anderen Mitarbeiterinnen gemacht, von denen drei Schwestern waren, zwei Therapeutinnen und eine Soziologin. Die Professoren scherzten

nie auf eigene Kosten, die Mitarbeiterinnen nur. Die Professorinnen blieben immer sehr ernst. Den herablassenden Humor der Kollegen konnten sie sich als Frauen nicht erlauben und die so oft unter Frauen übliche Selbstironie erst recht nicht, denn die hätte ihren eh noch wackligen Status als Professorin bedroht. Die Frauen waren, wie Coser beobachtet hatte, eigentlich ziemlich humorvoll, zeigten ihn aber nur dort, wo sie nicht Gefahr liefen, zu überlegen oder zu unterlegen zu wirken: in der Teeküche.

Heute sind die Verhältnisse weniger krass. Die Geschlechterordnung hat sich etwas geändert. Der flotte Chef einer Computerfirma beitzelt auch mal seine eigene Vergesslichkeit und Frauen nehmen sich hin und wieder im Humor auch die härteren Gangarten heraus. Trotzdem ist die Geschlechterordnung nicht völlig verschwunden.

Necken und Aufziehen

- Was sich liebt, das neckt sich, sagt der Volksmund. Necken, Frotzeln, Pflaumen oder Schmähen sind Humorarten mit Biss. Jemand wird wegen irgendeiner Sache auf's Korn genommen, die man erst einmal bemerkt haben muss. Ich habe in meiner Gesprächssammlung von geselligen Runden unter guten Freunden und Freundinnen viele sehr witzige Frotzelszenen. Es ist immer gute Beobachtung im Spiel, aber es ist trotzdem ein gewagter Akt. Z.B. tischt in einer Runde unter Wiener Studentinnen und Studenten die Gastgeberin zu billigen Wein auf und einer sagt: »Ja, Lilo, da hätt'st aber an Einser davor schreiben können.« Er meint das Preisschild, das noch an der Flasche klebte. Es geht dann eine Weile im Schmähen hin und her und alle genießen die kleinen Frechheiten. Frotzeln zeigt die Tragfähigkeit einer Beziehung. Bei einer Party, wo man nie

manden kennt, kann man am Frotzeln erkennen, wer mit wem schon länger befreundet ist.

Männer haben im Frotzeln eine härtere Gangart. Schon in ihren Bubencliquen legen sie Wert darauf, dass auch witzig ausgeteilt wird – und so lernen sie auch schnelles Kontern und Übertreffen. »Einen drauf setzen« ist eine sehr anerkannte Sprechhandlung. In Bubencliquen kursieren durchaus auch Scherze, die einen Knaben niederstrecken sollen, verletzen, beleidigen. In dem Fall amüsieren sich die Anwesenden deutlich auf Kosten eines Opfers, das den Scherz gar nicht genießen kann. Nur bei wenigen jungen Frauen kann man hartes Aufziehen (Frotzeln und Aufziehen sollen hier nur die Aktivitäten heißen, die auch vom Opfer noch goutiert werden) auch beobachten, nicht aber bei den »netten Mädchen«.

Frecher Humor passt vor allem nicht zum Ideal der Dame. Bis in die 1950er-Jahre wurden Damen in Etikettebüchern angewiesen, nur ja nicht zu laut zu lachen oder sich gar mit selbst erzählten Witzen in der Tischgesellschaft hervorzutun. Das sollten sie tunlichst den Herren überlassen. Die Einschränkung der weiblichen Komik hatte gleichzeitig mit der Kontrolle des Körpers und

**»Das Lachen sollte
silberhell erklingen.«**

der des Geistes zu tun. Auch das Lachen sollte silberhell erklingen und nicht etwa grölend herausplatzen (so die seinerzeitigen Vorschläge von »Mrs. Manners« in der Washington Post). Die Frau sollte wirklich an ihrem Lachen arbeiten! Sie sollte es dem Tischherrn möglichst oft gönnen. Aber bitte nicht Herumgrölen und auf die Schenkel klopfen. In den adligen Salons galten diese Einschränkungen übrigens weniger. Die Bürgerin und die Kleinbürgerin wurden am meisten eingeschränkt. Auch Schicht spielt eben eine

Rolle. Den Bäuerinnen und Arbeiterinnen war es eher egal, ob man sie für fein hielt. Aber die hatten nun auch nicht gerade die große Bühne gepachtet für ihre Scherze.

Die Art von Humor, die Leute praktizieren, hat mit ihrer sozialen Identität zu tun. Es gibt dabei durchaus Kulturunterschiede. Der in Österreich so beliebte »Schmäh« hat viel Ähnlichkeit mit Frotzeln. Er wird auch mit Fremden inszeniert. In Deutschland beschränkt sich das Frotzeln eher auf Kreise von Menschen, mit denen man schon vertraut ist.

Wir unterscheiden herausfordernden und unterstützenden Humor. Natürlich können beide Arten auch Hand in Hand gehen. Gemeinschaftlich produzierter Humor ist für funktionierende Teams das A und O. Kritik wirkt z.B. anders, wenn sie etwas witzig verpackt ist (nicht

**»In freundlich-scherzhafter Kritik
bleibt ein verbindendes Element.«**

ironisch-herablassend). Sie ist dann nicht so gesichtsbedrohlich, wird genießbarer, wenn sie mit einer Prise Humor geliefert wird. Meine Tante hatte einen viel zu fetten Dackel. Der war unwahrscheinlich verhätschelt und wir haben ihr ab und zu gesagt, dass sie dem Hund weniger zu essen geben möge. Sie war dann beleidigt und warf weiterhin dem Dackel vom Tisch alles Mögliche zu, wenn er bettelnd mit seinem Hundeblick vor dem Tisch stand. Einmal kam ein Freund zu Besuch zu ihr. Der begrüßte den dicken Dackel ganz überschwänglich und sagte: »Na Purzel, die wievielte Schlankheitskur hast du denn abgebrochen?« Meine Tante lachte aus vollem Halse. Sie hat den Dackel damit später selbst geneckt – und – sie stellte die übertriebene Zusteckerei etwas ein. In freundlich-scherzhafter Kritik bleibt eben immer ein verbindendes Element.

Trotzdem lachen?

● Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Die Grenzen zwischen einschließendem und ausgrenzendem Humor sind fließend. Wer mit einer sarkastischen Bemerkung jemand verletzen wollte, kann sich allerdings nachher darauf zurückziehen, es ja nicht soooo gemeint zu haben. Lacht das Opfer nicht mit, kann man es außerdem noch als humorlos hinstellen. Sexuelle Belästigung kommt beispielsweise oft im humoristisch eingekleideten Gewand daher. Dabei trotzdem zu lachen, fällt kaum noch einer Frau ein.

Ausgelacht zu werden gehört leider zum realen Horrortrip vieler Kinder. Beispiele aus dem heutigen Kinderalltag zeigen die Situationsdynamik des Verspottens. Es gehört nämlich dazu, die Verspotteten in eine unfreiwillige Vorfühmodalität zu bringen. Sie sollen sich selbst so sehen müssen, wie sie gerade nicht gesehen werden wollen.

Ich habe ein paar Mütter und Väter von Schulkindern gefragt, ob die Kinder Erlebnisse des Ausgelacht-Werdens und Verspottet-Werdens haben, davon, dass jemand sich auf ihre Kosten amüsiert. Gleich vier Mütter erzählten, es

sei eine kontinuierliche Klage von Primarschulbuben, dass ältere Jungs sie auf den Schultoiletten belästigen. Verbreitet scheint zu sein, a) einen Jungen nicht wieder aus der Toilette herauszulassen, und b) ihn gar nicht erst hineinzulassen.

Bei Variante a wird die Toilette so lange zugehalten, bis das jüngere Kind entweder grundsätzlich Angst bekommt und weint oder Angst bekommt, zu spät im Unterricht zu erscheinen. Und mit der gezeigten Angst werden sie dann als kleine Kinder verhöhnt und zum Lachanlass. Ein kleines Kind zu sein, ist unter Kindern eine relevante Diskriminierungskategorie. Bei Variante b) ist der größte Erfolg erzielt, wenn das jüngere Kind in die Hose macht und damit den Ausweis schlechthin geliefert hat, noch ein Baby zu sein. Genau in dieser Kategorie wird es dann verspottet. Nichts ist ja für Kinder erstrebenswerter, als sich in die Kategorie der höheren Altersstufe zu manövrieren. Die Praktiken auf den Schultoiletten heben darauf ab, sie als zu einer niedrigen Alterstufe gehörig vorzuführen. Ja, das ist sicher nicht etwas, das wir uns unter Humor vorstellen wollen. Aber es gehört doch in den großen Themenkreis dessen, worüber im Leben so gelacht wird. Humor ist nämlich eine verdammt ernste Angelegenheit.

¹ Vgl. Gerda Wurzenberger im NZZ-Folio (2002).

² Vgl. z.B. M. Jenkins in: H. Kotthoff, *Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von*

Frauen und Männern, Konstanz 1996.

³ Vgl. Rose Coser, *Lachen in der Fakultät*, in: Kotthoff, *Anm. 2*, 97-121.